

# Seine Spende sehe ich als Akt der Güte. Für meinen Vater war das selbstverständlich

Von Kindesbeinen an leidet **Lukas Beckmann** unter einer chronischen Nierenentzündung. Er hat erfahren, wie es ist, mit einer gespendeten Niere zu leben – und er weiß, wie es sich anfühlt, wieder auf eine Organspende zu warten. Hier ist seine Geschichte.

**M**ein Vater hat mir zweimal das Leben geschenkt. Und das kam so: Als ich acht Jahre alt war, wurde bei mir eine chronische Nierenentzündung festgestellt. Diese Autoimmunkrankheit führt dazu, dass die Nieren schon in jungen Jahren allmählich ihre Funktion einstellen. Das zu erfahren, war ein Schock – auch wenn ich damals natürlich nicht ganz ermessen konnte, was das bedeutet. Mit 15 Jahren kam ich an die Dialyse. Für einen jungen Menschen ist das ein total schwieriger Zustand. Ich war ständig schlapp und musste viele Stunden am Dialysegerät verbringen. Die Zeit mit meinem Freundeskreis, meiner Familie und mein ganzes soziales Leben wurden stark eingeschränkt.

Mein Vater hat sich dann testen lassen, um herauszufinden, ob er mir eine seiner Nieren spenden kann. Das Ergebnis war positiv. Bei Lebendspenden untersucht eine Ethikkommission, ob es soziale Faktoren gibt, die gegen eine Transplantation sprechen. In unserem Fall gab es keine Bedenken. Unser Verhältnis war immer gut und nach der gemeinsamen Zeit im Krankenhaus hat es sich noch einmal intensiviert. Ich bin ihm dankbar, aber ich muss ihm nichts zurückgeben. Seine Spende sehe ich als einen Akt der Güte. Für ihn war es selbstverständlich. Und ihm geht es bis heute gesundheitlich gut.

Nach der Transplantation und der ersten anstrengenden Zeit der Anpassung habe ich erfahren, wie frei ich leben konnte ohne die Strapazen der Dialyse. Doch es war uns klar, dass die gespendete Niere nicht ewig halten würde. Nach einigen Jahren begannen die Abstoßungsreaktionen. Diese kann man nur eine begrenzte Zeit in Schach halten. Irgendwann hieß es: zurück an die Dialyse. Und auch zurück in die Warteschleife für ein neues Spenderorgan. Im Durchschnitt wartet man zehn Jahre auf eine Spenderniere. Andere Familienmitglieder und sogar Freundinnen und Freunde haben sich testen lassen, ob sie als Spenderin oder Spender für mich infrage kämen, aber da hat nichts richtig gepasst.

Anfangs war das ein schlimmes Gefühl – körperlich und emotional. Doch ich habe allmählich gelernt, mich mit der Situation zu arrangieren. Wieder Dialysepatient zu sein bedeutet für mich konkret: dreimal pro Woche ins Krankenhaus für jeweils knapp viereinhalb Stunden Blutwäsche. Vor- und Nachbereitung sowie An- und Abfahrt kommen noch dazu. Das ist viel Zeit. Die Dialyse filtert nicht nur Schadstoffe aus, sondern auch Nährstoffe heraus. Das heißt, ich muss auf meine Ernährung achten: keine Bananen, keine Schokolade, kein Fast Food und vieles mehr, um nicht zu viel Kalium und Phosphat zu mir zu nehmen. Ich koche oft selbst, um das Richtige zu essen. Und trinken darf ich nur einen halben Liter täglich.

Inzwischen habe ich mein Leben um die Dialyse herum aufgebaut. Einfach gesagt: Ohne sie wäre ich tot. Ich informiere mich über alles, was ich ändern oder beeinflussen kann. Was ich nicht ändern kann – damit muss ich leben. Um diese persönliche Einstellung zu erreichen, habe ich mir auch psychotherapeutische Hilfe geholt. Auch wenn ich durch die Dialyse Einschränkungen habe und häufig schlapp bin, würde ich mein Leben heute als gut und relativ entspannt beschreiben. Besonders wichtig sind meine Familie und mein Freundeskreis – hätte ich dieses gute und liebevolle Umfeld nicht, wüsste ich nicht, wie ich dastehen würde. Auch in meinem Job werde ich unterstützt: Homeoffice und Teilzeit sind kein Problem. Die Dialyse ist und bleibt natürlich nervig, aber ich habe sie in meinen Alltag integriert.

Für die Zukunft wünsche ich mir ganz persönlich ein neues passendes Spenderorgan. Und das wünsche ich auch anderen Menschen, die zur Dialyse müssen und damit zum Teil nur schwer klar kommen. Damit sich die Bedingungen verbessern, wünsche ich mir, dass in Deutschland endlich die Widerspruchslösung eingeführt wird und dass in der Bevölkerung beim Thema Organspende ein Bewusstseinswandel einsetzt. Die Politik sollte Anreize schaffen, damit in den Krankenhäusern mehr auf mögliche Spenderinnen und Spender geachtet wird.



Bundesinstitut für Öffentliche Gesundheit  
K1 - Presse und Öffentlichkeitsarbeit, übergreifende Kommunikation  
Maarweg 149-161  
50825 Köln  
[pressestelle@bioeg.de](mailto:pressestelle@bioeg.de)  
[www.bioeg.de](http://www.bioeg.de)